



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wir

Fendrich, Anton

Stuttgart, 1917

I. Heilige Nacht

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47314](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47314)



I.

Heilige Nacht.

Ob es je einmal in der Welt eine Adventszeit gegeben hat oder noch einmal geben wird, wie die von Neunzehnhundertundsechzehn?

In anderen Jahren liefen groß und klein in dem heimlichen Nebel der Vorweihnachten mit einer leisen Seligkeit im Herzen herum, auch wenn die Ahnung des nahenden Glücks

nur einem Paar wollenen Strümpfen, oder einem Teller voll Gebäckem und versilberten Nüssen, oder einem Holzpferd unter dem brennenden Christbaum galt. In den Herzen der Alten stiegen wieder ehrwürdige Vorstellungen auf, in deren Schein sie sich auf eine halbe Stunde besser und edler vorkamen, als sonst im Jahr. Das war alles so friedlich und fröhlich gewesen, aber doch auch ein wenig klein und verstaubt im Vergleich zu der großen Adventshoffnung, die seit zweitausend Jahren immer nur die wenigen ganz großen Herzen durchzittert hat. Es war so viel fade Behaglichkeit und so viel dumme Geschenkprozerei in den Advent gekommen. Das Licht strömte nur noch aus den prunkenden Schaufenstern; die stillen Sterne der heiligen Nächte waren erloschen.

Jetzt aber war mitten im dritten Kriegsadvent in der blutigen Nacht ein helles Gestirn aufgegangen. Schon während zweier Kriegswihnachten hatten die Völker wieder wie früher vor Jahrhunderten danach geseufzt, die Wolken möchten doch den Frieden aus den Himmeln herabregnen, den kein Menschenmund verkünden wollte. Da, am zwölften Dezember des Jahres eintausendneunhundertundsechzehn — der Tag wird bleiben in der Weltgeschichte —, bot das siegreiche Deutschland durch die Hand des Kaisers der Welt einen

Teil des Friedens an, der denen zufällt, die eines guten Willens sind. Den Teil, den Menschen geben können: den äußeren Frieden. Der größere, der innere, ist ein Geschenk aus andern Händen! Aber war es nicht der Anfang der Erlösung vom ungeheuren Übel, wenn anstatt der Bajonette und Handgranaten, Kanonen und Haubizen wieder Menschenherzen und Menschenlippen zueinander redeten und suchende Menschenhände über den Tisch hinüber nacheinander tasteten?

Nicht nur durch alle deutschen, auch durch ungezählte Häuser in Feindesland und durch die neutralen Staaten ging ein Aufatmen und ein kaum verhaltener Jubel über das durch ganz Europa hin gesprochene Wort: „Kommt, laßt uns zueinander sitzen und wieder miteinander reden!“

Das Wort hatte den guten Klang eines aufrichtigen Herzens, aber hinter der ungepanzert dargebotenen Hand stand die Gestalt des deutschen Michel, friedenswillig, aber doch auch zu neuem Dreinhauen bereit für den Fall, daß sein guter Wille etwa mißverstanden werden sollte. Die Stimmen, die der Zeitungswind bald nach dem zwölften Dezember aus Paris und London, aus Petersburg und Rom in die deutschen Adventstage hereintrug, ließen vernehmen, daß diese Möglichkeit nicht so weit aus dem Wege lag. Unsere Redlichkeit wurde

als Heimtücke und Hinterlist auf dem Markt der Welt ausgerufen, und die Narren der gewalttätigen Heuchelei schritten einher mit den Gebärden beleidigter Ehrenmänner.

War es da nicht an der Zeit, während man die anderen sich auf ihre Vernunft besinnen ließ und in aller Ruhe darauf wartete, ob die Taube mit einem Ölzweig zurückkommen würde, einmal doch auch unsere andere große Hoffnung, die menschengewordene Zuversicht aller Deutschen von Angesicht zu Angesicht zu schauen?

Seit jenem glücklichen Augusttag, an dem der Kaiser die Fernsprechleitungen aller Fronten in das Haus des neuen Generalstabschefs leiten ließ, war es wie ein gleichmäßiges Atmen und Schaffen durch die Linien draußen und drinnen gegangen. Dieses Schaffen wollte ich schildern in einem Buch über die deutsche Innenfront. Wie war das möglich, ohne daß ich den Mann sah und hörte, zu dessen Herzen die Gedanken von Hunderttausenden von Deutschen stündlich wanderten?!

An einem Abend zwischen dem Nikolaustag und Weihnachten kam der Postbote durch den Schwarzwaldschnee gestampft und polterte an der Tür. In dem Telegramm, das er brachte, hieß es, der Generalfeldmarschall würde mich am zweiten Festtag, abends fünf Uhr, im Hauptquartier empfangen.

Die Schaffnerin mit ihrer hohen Stimme hatte schon: „Fertig!“ gerufen, als noch die Lindenwirtin an den abgehenden Zug gelaufen kam mit einem Stücklein Speck. „Für unsere verehrte Hindeburg!“ — sagte sie. Die Lokomotive schnaubte aus der südwestdeutschen Ecke der Reichshauptstadt zu. Langsam sank der heilige Abend übers Land. In allen deutschen Stuben brannten die Weihnachtsbäume, große und kleine, und mit dem Wachs der Kerzen tropften aus vielen Frauenaugen Tränen um die, die nicht mehr da waren. In meinem Abteil 2. Klasse wurde es mir zu öde. Ich ging durch den Zug und suchte nach weihnachtstillen Menschen. Im Speisewagen saß ein Hauptmann mit seinem Burschen zusammen beim Abendessen. Der militärische Abstand verschwand keinen Augenblick zwischen ihnen, und doch umschlang sie das unsichtbare Band einer langen, rauhen Kriegskameradschaft. Sie feierten das Fest zusammen. Nach einer kleinen Weile lud mich der Hauptmann ein, an seinen Tisch zu sitzen. Aber geredet wurde nur wenig. Die Spannung zwischen der Botschaft vom Frieden auf Erden und der furchtbaren Wirklichkeit preßte und dehnte die Herzen. Sie fuhren wieder ins Feld miteinander. Die Soldaten haben sich das Reden abgewöhnt. Der Krieg hat seine eigene Sprache. Und doch ward es mir wohl in der Gegenwart der beiden, von denen etwas

ausging wie eine Weihe der Treue. Einmal unterbrach ich aber doch die Stille:

„Was meinen Sie zu dem Friedensangebot, Herr Hauptmann?“

Der Offizier holte stumm seine Ledertasche aus dem Rock, zog nach längerem Suchen einen alten, schmutzigen Zettel daraus hervor und reichte ihn mir hin. Es war ein Schützengrabenbrief. Er enthielt in mangelhaftem Französisch die Aufforderung an die Besatzung eines deutschen Grabens, zum Feind überzulaufen, schloß jedoch mit der Zusicherung, daß, wenn die „camarades“ dem nicht Folge leisten wollten, die Franzosen nicht schießen würden, wenn es die Deutschen gleichfalls unterließen. Also im ganzen ein Vorschlag zur Güte.

Als der Hauptmann den Zettel wieder eingesteckt hatte, erzählte er:

„Das war bei Vermelles, gerade jetzt vor zwei Jahren. Vierzig Meter vor uns lagen französische Jäger zu Fuß. Eines schönen Tages kam ein Stein mit dem Zettel da in den deutschen Graben geflogen. Wir schickten den Brüdern eine kräftige Antwort auf ihre freundliche Aufforderung zum Verrat, ließen sie aber wissen, daß ein gewisser Waffenstillstand auch uns gleichfalls nicht unangenehm sein würde. Freund und Feind litten sehr unter den vor den Gräben liegenden Leichen. Am Tag darauf holten wir den ersten Gefalle-

nen und beerdigten ihn hinter unserer Stellung. Die Franzosen blieben ruhig und holten dann auch ihre eigenen Toten. Es war ein stillschweigendes, sachliches und anständiges Abkommen im beiderseitigen Interesse. Unsere letzte Leiche lag ziemlich weit vorne. Als am fünften Morgen zwei von unseren Leuten den Leichnam holen wollten, stürzte der eine von ihnen mitten in der Bergungsarbeit mit einem Aufschrei tot zusammen, und der andere taumelte schwer angeschossen in unseren Graben zurück. Bald darauf entdeckten wir im feindlichen Graben anstatt der früheren französischen Rappis flache, gelbe Mützen. In der Nacht hatten Engländer die Franzosen abgelöst. So sind sie. Und so denke ich auch über die Aussichten des Friedensangebots.“

Der Zug stampfte und rollte. Wie eine unsichtbare Gegenwart stand wieder die Stille von vorher um uns herum, wortlos und doch beredt, klar und sicher.

Ich goß die Gläser voll: „Es ist die heilige Nacht,“ sagte ich. „Wir wollen auf den Sieg trinken. Das wird der Friede sein!“

Drei Gläser klangen hell in der Christnacht. Dann trennten wir uns. Es war Mitternacht. Irgend etwas trieb mich durch den ganzen Zug. Ich hätte gern einen brennenden Weihnachtsbaum gesehen. Aber das war aussichtslos in einem Nachtzug. Da leuchtete plötzlich aus

einem Abteil 3. Klasse ein seltsamer Schein. Drei Soldaten saßen auf den Bänken und hatten ein kleines künstliches Weihnachtsbäumchen brennend zwischen sich stehen. Ob ich mich zu ihnen setzen dürfe, fragte ich; jetzt ständen die Meinen daheim um den Christbaum, und da reise es sich besser zu dreien, statt allein. Die Feldgrauen verstanden mich. Aber geredet wurde auch hier nicht viel. Ich holte eine Flasche Wein, und so tranken wir und rauchten und schwiegen miteinander, und der kleine Christbaum leuchtete dazu. Was war da überhaupt zu sagen? Jeder wußte vom anderen, was er in dieser Weihnachtsnacht für Gedanken hatte. So eine würde doch nicht mehr so bald wiederkommen. Mit der Zeit wurde die seltsame Stille aber doch schwer und lastend.

„Und wenn die andern das Friedensangebot ablehnen?“ fragte ich.

Da stülpten beide in einer Sprache ohne Worte und voller Gewalt die Ärmel zurück fast bis an die Ellenbogen. Ich sehe jetzt noch die sehnigen Arme vor mir.

„Wohin fahren Sie?“ fragte mich dann der eine, der schon von meinen Büchern gelesen hatte.

„Zu Hindenburg!“ —

Da klangen noch einmal 3 Gläser hell und stark.

„Man spürt ihn an allen Fronten!“ antwortete der eine der beiden Feldgrauen, und der andere nickte dazu, wie einer, der es weiß.